

(Nachdruck verboten.)

70]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„Eigentlich hatte Gundermann recht,“ begann Saccard. „An der Börse taugt die Leidenschaftlichkeit nichts. Der Schurke, hat der Glück, daß er kein Blut und keine Nerven mehr hat, daß er keine Weibergunst mehr genießt und keine Flasche Burgunder mehr trinken kann! Ich glaube übrigens, er ist immer so gewesen, und in seinen Adern treiben Eißschollen... Ich bin allzu leidenschaftlich, das ist klar, darin liegt die Ursache meiner Niederlage, und darum habe ich mir schon so oft den Hals gebrochen. Aber, — das muß gleich dazu bemerkt werden — wenn meine Leidenschaftlichkeit die Ursache meines Unterganges ist, so ist sie es andererseits, die mir allein Leben verleiht. Ja, sie reißt mich fort, sie macht mich größer, treibt mich zu schwindelnder Höhe empor, dann schlägt sie mich mit einem Male nieder und zerstört mit einem Schlag ihr ganzes Werk. Der Lebensgenuß ist vielleicht nur ein Aufreiben der eignen Kraft... Wenn ich an diese vier Jahre des Kampfes denke, so sehe ich ganz klar ein, daß alles, was ich ersehnt und begehrt habe... So etwas ist jedenfalls unheilbar. Mit mir ist es aus!“

Dann empörte ihn der Zorn gegen seinen Besieger.

„O, dieser Gundermann, dieser Jude triumphiert, weil er keine Gelüste kennt!... Er ist ein Sinnbild der ganzen Judentum, dieser halsstarrige und kaltblütige Eroberer, welcher der obersten Herrschaft über die Welt inmitten der Wölfer entgegenschreitet, die er nacheinander durch die Allmacht seines Goldes erkaufte. Seit Jahrhunderten macht sich diese Rasse langsam unter uns breit und bleibt obenan, trotz der Fußtritte und des Anspieens. Dieser Mensch hat schon eine Milliarde, er bekommt einmal zwei, er bekommt zehn, er bekommt hundert, und eines Tages ist der Alleinherrscher über die Welt. Seit Jahren rufe ich dies unausgesetzt auf allen Dächern aus, und niemand thut, als ob er mich hörte, man glaubt, das sei der bloße Groll eines Börsenmannes, während es der Notsehrei meines ganzen Blutes ist. Ja, der Judentum, der steckt mir im Körper, ja, tief drinnen, tief in den Wurzeln meines ganzen Seins!“

„Wie merkwürdig!“ murmelte ruhig Frau Karoline, die Frau mit dem umfassenden Wissen und mit der allgemeinen Duldsamkeit. „Für mich sind die Juden Menschen wie die andren. Wenn sie eine Sonderstellung haben, so hat man sie dahin gedrängt.“

Saccard hatte diesen Einwand nicht gehört und fuhr mit gesteigerter Heftigkeit in seinem Selbstgespräch fort:

„Mich erbittert's aufs äußerste, wenn ich mit ansehe, wie die Regierungen als Mitschuldige diesen Banditen zu Füßen liegen. Ist das Kaiserreich zum Beispiel noch nicht genug an Gundermann verkauft? Als ob es unmöglich wäre, ohne Gundermanns Geld zu regieren! Der große Rougon, mein Bruder, hat sich allerdings sehr widerlich gegen mich benommen; — ich habe Ihnen nämlich noch nicht gesagt, daß ich feige genug war, vor Einbruch der Katastrophe eine Veröhnung zu suchen, und wenn ich hier sitze, ist's allein sein Wille; — gleichviel, wenn ich ihm lästig bin, so möge er mich meinetwegen aus dem Wege räumen! Trotz allem zürne ich ihm nur wegen seines Bündnisses mit der Judentum... Haben Sie sich's klar gemacht? Die Unübersichtlichkeit wurde erwirkt, damit Herr Gundermann sein Geschäftchen fortführen kann! Jede übermächtige katholische Bank wird als sociale Gefahr zerschmettert, um den endgültigen Triumph der Judentum zu sichern, die uns auffressen wird, und zwar bald!... O! Rougon möge sich nur zusammenehmen. Auch er wird aufgefressen werden, er zu allererst; heruntergefegt wird er von dieser Machtgröße, an welche er sich anklammert und um deren willen er alles verleugnet. Er treibt ein ganz schlaues Schaukelspiel: an dem einen Tag giebt er den Liberalen ein Pfand, am andren den unbedingten Monarchisten, bei solchem Spiel ist aber der Sturz und das Halsbrechen unausbleiblich. Wenn alles in den Fugen kracht, dann soll auch Gundermanns Wunsch in Erfüllung gehen. Er hat ja vorausgesagt, Frankreich würde geschlagen, falls wir mit Deutschland Krieg bekämen!... Wir stehen bereit, die

Preußen brauchen nur hereinzubrechen und unsre Provinzen zu rauben.“

Mit Entsetzen und mit flehender Geberde gebot sie ihm Schweigen, als könnte er mit seinen Worten den Blich herbei-locken.

„Nein, nein, sagen Sie so etwas nicht. Sie dürfen's nicht sagen... Und dann ist ja Ihr Bruder bei Ihrer Verhaftung ganz unbeteiligt. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß der Großsiegelbewahrer Delcambre alles gemacht hat.“

Mit einem Male fiel Saccards Zorn; er lächelte.

„O, der übt Rache!“

Da sie ihn fragend anschaute, fügte er hinzu:

„Ja, eine alte Geschichte zwischen uns beiden... Ich weiß zum voraus, daß ich verurteilt werde.“

Sie ahnte wohl eine verdächtige Geschichte, denn sie ließ den Gegenstand fallen. Eine kurze Pause trat ein, in welcher er die Papiere auf dem Tisch zusammenraffte, wiederum ganz seiner eignen Idee hingegeben:

„Es ist ganz reizend von Ihnen, teure Freundin, daß Sie gekommen sind; Sie müssen mir versprechen, wiederzukommen; denn Sie wissen guten Rat, und ich will Ihnen Pläne vorlegen... O, hätte ich nur Geld!“

Lebhaft fiel sie ihm in die Rede und ergriff diese Gelegenheit, um sich über einen Punkt aufzuklären, der sie seit Monaten unablässig quälte. Was mochte er mit den Millionen angefangen haben, die er für seinen Teil besitzen mußte? Hatte er sie ins Ausland geschickt oder am Fuße irgend eines ihm allein bekannten Baumes vergraben?

„Aber Sie haben ja Geld! Die zwei Millionen von Sadowa, die neun Millionen Ihrer dreitausend Aktien, wenn Sie zum Kurse von dreitausend Frank verkauft haben.“

„Ich?“ rief er, „ich habe keinen Sou mehr, meine Liebe!“

Dieser Ruf drückte eine so aufrichtige Verzweiflung aus, Saccard blickte mit solcher Verblüfftheit die Tragerin an, daß sie völlig überzeugt war.

„Wie habe ich einen Sou behalten, wenn es mit meinen Geschäften schief gegangen ist... Begreifen Sie jetzt: zugleich mit den andren richte ich auch mich zu Grunde. Allerdings habe ich Stücke verkauft, aber ich habe auch wieder gekauft; wo aber meine neun Millionen hingekommen sind, und die zwei andren dazu, ich wäre in großer Verlegenheit, wenn ich es Ihnen deutlich auseinandersetzen hätte... Ich glaube wohl, meine Rechnung beim unglücklichen Mazaud schloß mit einer Schuld von dreißig bis vierzigtausend Frank ab... Ich besitze keinen Sou mehr, alles ist fort, weggeputzt wie immer!“

Diese Erklärung erleichterte ihr dermaßen das Herz, daß sie beinahe fröhlich wurde und über ihren und ihres Bruders Ruin zu scherzen begann.

„Uns geht es ebenso; wenn alles zu Ende ist, weiß ich nicht einmal, ob wir für einen Monat zu leben haben... O! dieses Geld, diese neun Millionen, die Sie uns versprochen hatten, wissen Sie noch, welche Angst ich davor hatte? Noch nie habe ich in solchem Unbehagen gelebt, und wie leicht war mir die Brust an dem Abend, da ich alles zu Gunsten der Aktiva hergegeben habe!... Sogar die dreimalhunderttausend Frank der Erbtante sind draufgegangen. Das ist zwar nicht ganz gerecht. Aber ich hatte es ja gesagt: gefundenes Geld, nicht selbst verdientes Geld hat nicht viel Wert... Und nun sehen Sie, daß ich frohen Mutes bin, daß ich jetzt sogar lache!...“

Mit fieberhafter Handbewegung gebot er Schweigen; er hatte die Papiere vom Tische weggerafft und schwang sie in der Luft:

„Lassen Sie doch, wir werden sehr reich sein...“

„Wie?“

„Glauben Sie denn, ich gebe meine Pläne auf?... Seit einem halben Jahre arbeite ich hier und wache ganze Nächte hindurch, um alles neu aufzubauen. Die Dummköpfe rechnen mir besonders jene vorzeitige Bilanz zum Verbrechen an und behaupten, daß von den drei großen Unternehmungen — vereinigte Dampfer, Silberminen am Karmel und Türkische Nationalbank — nur die erstgenannte den vorausgesehenen Gewinn abgeworfen hat... Allerdings! Daß es mit den beiden andren schief ging, rührt daher, daß ich nicht mehr zur Stelle war. Aber sobald sie mich frei lassen,

sobald ich wieder der Herr geworden bin, da sollen Sie etwas erleben, ja, Sie werden etwas erleben . . .“

Stehend wollte sie ihn am Weiterreden hindern. Er fuhr von seinem Sitz empor, richtete sich hoch auf, auf seinen kurzen Beinchen, und rief mit seiner schrillen Stimme aus:

„Die Berechnungen sind fertig, die Ziffern sind da, schauen Sie her! . . . Das sind bloß Kleinigkeiten, der Karmel und die Türkische Nationalbank! Das gewaltige Eisenbahnetz des Orients müssen wir haben, alles miteinander, Jerusalem, Bagdad, die Eroberung von ganz Kleinasien! Was Napoleon mit seinem Schwert nicht erreichte, wollen wir mit unsrer Hacke und mit unserm Gold erreichen! . . . Wie konnten Sie annehmen, daß ich die Partie aufgebe? Napoleon ist ja aus Elba zurückgekehrt. Auch ich brauche mich nur zu zeigen, und das gesamte Geld von Paris macht sich auf, um mir zu folgen; diesmal giebt's kein Waterloo, dafür stehe ich, denn mein Plan ist mathematisch genau und bis zu den letzten Centimes ausgerechnet . . . Endlich wollen wir ihn also zu Boden werfen, diesen Ungliücks-Gundermann! Ich brauche bloß dreihundert Millionen, und dann gehört die Welt mein.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der 14. deutsche Geographentag zu Köln.

Köln, 3. Juni 1903.

In stärkerem Maße, als in früheren Zeiten, als selbst noch vor wenigen Jahrzehnten, nimmt auch die nicht gelehrte Bevölkerung an der geographischen Forschung, an der Förderung unsrer Kenntnis von der Erdoberfläche, Anteil. Es ist ein charakteristisches und zugleich erhebendes Zeichen der Debung des allgemeinen Kulturzustandes, daß immer weitere Kreise die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen auf den verschiedensten Gebieten mit demselben Interesse verfolgen; die Geographie im besondern erringt sich durch den Zusammenhang, in welchen sie mit der Wirtschaftskunde getreten ist, eine ständig wachsende Beachtung. Es ist daher begreiflich, daß zu dem Geographentag, der vom 2. bis 4. Juni in Köln seine Sitzungen abhält, trotz der zu Ausflügen einladenden Pfingstwoche fast 300 Personen sich eingefunden haben.

In der ersten Sitzung am Vormittag des 2. Juni, deren Verhandlungsgegenstand Berichte über Forschungsreisen bildete, war die allgemeine Spannung naturgemäß auf Nachrichten vom Südpol gerichtet. Bald sind es zwei Jahre, daß das Schiff „Gauß“ mit der deutschen Südpolar-Expedition an Bord die Heimat verließ, um die unbekannte Region des Südpols unsrer Kenntnis näher zu bringen. Gerade am Sitzungstage traf die telegraphische Meldung ein, daß die „Gauß“ im hohen Süden vor einem neu entdeckten Lande überwintert hat und daß sie bei gutem Gesundheitszustande der Mitglieder der Expedition in Natal angekommen ist.

Begreiflicherweise stand daher der Vortrag, den Dr. Luyten über die Kerguelen-Station der deutschen Südpolar-Station hielt, im Mittelpunkt des Interesses. Diese Expedition, der Dr. Luyten angehört hat, traf noch vor der „Gauß“ auf den Kerguelen-Inseln ein. Neben den Aufgaben, deren Erfüllung durch Dauerbeobachtungen auf einer festen Station möglich ist (Feststellung der magnetischen, klimatologischen, biologischen Verhältnisse) hatte die Expedition auch das Innere der Kerguelen-Inseln in weiterem Umfange zu erforschen. Leider mußte diese Aufgabe ungelöst bleiben, weil gleich nach dem ersten fünfzügigen Orientierungsausflug ein Mitglied, Dr. Burt, und etwas später noch ein andres, Dr. Engenberger, erkrankte; letzterer erlag der Krankheit, bevor die Expedition abgeholt wurde.

Entgegen manchen früheren Berichten, wonach an den Küsten der Kerguelen zahlreiche Robben, auf den Inseln selbst der Pinguin in großen Mengen heimisch ist, fand die Expedition von diesen Tieren anfangs überhaupt kein Exemplar; später zeigten sich einzelne Tiere, die sich vermutlich verirrt hatten; vier Robben betrug die ganze, bei dem Mangel an frischem Fleisch hoch willkommene Jagdbeute. Von den Pinguinen, deren 12 gefangen wurden, sowie von andern charakteristischen Vögeln der antarktischen Inselwelt ist es nicht gelungen, lebende Exemplare nach Deutschland zu bringen; die Tiere konnten die Gefangenschaft nicht vertragen.

Am Nachmittag des ersten Tages wurde über Meereskunde verhandelt. Den Mittelpunkt dieser Verhandlungen bildeten Ausführungen des Herrn Dr. Schmidt-Potsdam, der für die Erforschung der Meeresströmungen andre als die bisher üblichen Grundsätze eingeführt sehen möchte. Es handelt sich da um einen gewissen Gegensatz der Erscheinungen an der Oberfläche und in den tieferen Schichten. Temperatur und Dichtigkeit des Wassers auch in großen Tiefen hat man auch bisher schon direkt gemessen; die Bewegungen des Wassers dagegen, die sich an der Oberfläche leicht und unmittelbar zeigen, hat man für die tieferen Schichten an die der Oberfläche anzuschließen gesucht. Nun wirken aber an der Oberfläche des Meeres eine große Zahl von Umständen auf das Wasser ein, die es

zu irgend welcher Regelmäßigkeit in den Bewegungen gar nicht kommen lassen. Dem leichtesten Winde schon folgt das Wasser ohne erheblichen Widerstand — ist ja das Wellenreich geradezu das Sinnbild des ewig Wechselnden, ewig Veränderlichen geworden.

Alle Einflüsse, die sich an der Oberfläche bemerklich machen, pflanzen sich nach unten hin in beständig abnehmendem Maße fort, und schon bei einer Tiefe von 400 bis höchstens, oder wie man in diesem Fall wohl besser sagt, tiefstens 500 Metern sind auch die stärksten Stürme, welche das Meer peitschen und aufwühlt, nicht mehr bemerkbar. Hier liegen also in Wahrheit dauernde Zustände, oder soweit es sich um Bewegungen handelt, solche von einer bestimmten Regelmäßigkeit vor, sogenannte stationäre Strömungen, deren exakte Behandlung der mathematischen Physik durchaus möglich ist. Deshalb erscheint es richtig, sie von den Oberflächenercheinungen gesondert zu untersuchen, nicht von diesen komplizierteren Bewegungen auszugehen, sondern von den einfacheren in der Tiefe, an welche man dann die komplizierteren der Oberfläche anschließen kann.

Daraus ergibt sich eine systematische Aenderung der jetzigen Forschungsmethode für das Meer. Man rüstet jetzt vereinzelt Expeditionen aus, deren Beobachtungen gerade auch für die Oberfläche des Meeres nicht zahlreich genug sein können, um sichere Mittelwerte zu ergeben. Statt dessen sollte man Schiffe dauernd zum Zweck der Meeresforschung in den Dienst stellen, gleichsam schwimmende Observatorien einrichten, welche zunächst die Aufgabe haben, auch die Bewegungen in der Tiefe durch direkte Messungen festzustellen. Jede einzelne Beobachtung ist hier von großem Wert, weil sich der ermittelte Zustand nicht ändert. Wenige solcher schwimmenden Observatorien könnten uns daher in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ziemlich vollständiges Bild von dem Zustand des Meeres geben, abgesehen von den höchsten oberflächlichen Schichten; deren Erscheinungen, wenigstens Mittelwerte im Wechsel derselben festzustellen, ist eine weitere Aufgabe, die aber als die kompliziertere auch erst in zweiter Reihe kommen kann.

Nahe liegend ist der Gedanke, daß für die praktische Schifffahrt gerade die Kenntnis der unregelmäßigen Erscheinungen an der Oberfläche die wichtigere ist, und daß deshalb die Aufgabe ihrer Erforschung jedenfalls die größere Beachtung verlangt. Ein andrer Vortrag über Stromverkehren auf den internationalen Dampferwegen zwischen dem Englischen Kanal und New York brachte das deutlich zur Anschauung. Wir Binnenländer und Landratten, die wir das Meer nur aus Karten kennen, sehen dort Meeresströmungen verzeichnet und bilden uns leicht ein, daß diese ganz bestimmten Strömungen vorhanden sind und von den Schiffen beachtet und benutzt werden. Gewiß ist das der Fall; aber weil diese Strömungen durch jeden leichten Wind von ihrer Richtung abgebracht werden, werden auch die Schiffe mit ihnen, zuweilen nicht unbeträchtlich, aus ihrem Kurs gebracht. Die Größe dieser sogenannten Verfehlungen sieht zwar im umgekehrten Verhältnis zur Größe der Schiffe, d. h. also die kleinen Schiffe werden viel weiter verschlagen, als die größeren, aber auch die größten transatlantischen Dampfer sind nicht völlig frei von den Stromverfehlungen. Deshalb ist ein genaues Studium derselben sehr notwendig, damit den Seeleuten Karten mitgegeben werden können, aus denen es ihnen möglich ist, zu ersehen, mit welchen Verfehlungen sie zu rechnen haben.

In der Diskussion über den vorher erwähnten Vortrag wurde dieser Gedanke nicht geltend gemacht, vielmehr fanden die Anregungen Dr. Schmidts allgemeine Zustimmung, gerade auch aus dem praktischen Interesse der Schifffahrt heraus. Die vorgeschlagenen schwimmenden Observatorien können ja, wie Dr. Schmidt hervorhob, gleichzeitig einer Reihe anderer Aufgaben dienen, vor allem unsre Kenntnis vom magnetischen Zustand der Erde fördern; soweit das Meer in Betracht kommt, sind die bekanntesten Aufgaben mit recht erheblichen Unsicherheiten behaftet, weil in den Schiffen besondere Einrichtungen für exakte magnetische Beobachtungen nicht gut getroffen werden können. Daß aber für die praktische Schifffahrt die Beseitigung der Unsicherheit in den magnetischen Angaben von ganz ungeheurer Wichtigkeit ist, liegt auf der Hand.

Der greise Professor v. Kerner, wohl der beste Kenner dieses Gebietes, pflichtete aus seiner mehr als fünfzigjährigen Erfahrung heraus Dr. Schmidt bei, daß die magnetischen Beobachtungen auf dem Meere auf eine andre Grundlage gestellt werden müssen.

Am 3. Juni bildete der Zusammenhang zwischen Geographie und Nationalökonomie den Gegenstand der Beratungen. Wirtschafts-Geographie ist geradezu eine besondere neue Wissenschaft geworden, die zwar nicht auf den Universitäten gelehrt wird, — hat sich dort doch die Geographie überhaupt erst mühsam einen gleichberechtigten Platz neben andern Wissenschaften erwerben müssen. Aber neben den Universitäten sind andre Hochschulen entstanden — ich erinnere nur an die technischen Hochschulen —, die beweisen, daß die geistige Entwicklung der Nation nicht mehr auf den Universitäten allein vor sich geht.

Den Technikern und Ingenieuren sind in der jüngsten Zeit unsre Kaufleute gefolgt. Auch unser Handelsstand dringt auf eine bessere Bildung seiner Mitglieder, und zwar sollen sie sich ein Wissen aneignen, das sie befähigt, gerade die Handelsbeziehungen, die ein friedliches Band um alle Länder schlingen sollen, in allen ihren eigenartigen Ausgestaltungen von höheren, allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten.

Auch für diese Bildung werden nicht die Universitäten geeignet

sein können, Handels-Hochschulen lautet das Lösungswort des intelligenteren, weitsichtigeren, vorwärts drängenden Teiles der Handelswelt.

In Köln besteht bereits eine solche Handels-Hochschule; ihr derzeitiger Rektor, von Fach nicht ein Geograph, sondern ein Nationalökonom, Professor Edert, führte den Vorsitz in der heutigen Sitzung des Geographentages, ein Beweis, wie hoch die innige Vereinigung beider Wissenszweige hier geschätzt wird. Auf den Handels-Hochschulen wird die Wirtschafts-Geographie von vornherein einen breiten Raum einnehmen müssen.

Aus den Vorträgen über dieses Gebiet heben wir den des Dr. Kraus - Frankfurt über „Geschichte der Handels- und Wirtschaftsgeschichte“ hervor, der zeigte, wie sie sich von der einfachen Darstellung lediglich kommerzieller (Handels-) Beziehungen allmählich zu einer Darstellung und Würdigung aller wirtschaftlichen Erscheinungen an der Erdoberfläche entwickelt hat.

Nachmittags versammelten sich die Schulgeographen zur Besprechung von Fragen des Unterrichts, wobei manch übertriebener Wunsch laut wurde, als gehöre die Geographie geradezu in den Mittelpunkt der Schule. Doch war überwiegend die verständige Auffassung, daß lediglich der groben Vernachlässigung des geographischen Wissens an unsern Schulen entgegen zu arbeiten sei. —

Morgen werden spezielle das Rheinland interessierende Fragen behandelt; dann findet die im ganzen recht fruchtbare Tagung ihr Ende, die Geographen zerstreuen sich wieder nach allen Richtungen, um die empfangenen Anregungen weiter zu tragen und zu verarbeiten und nach zwei Jahren aufs neue, am Gestade der Ostsee, in Danzig, zusammenzukommen. Bt.

Kleines feuilleton.

er. Auf dem Spielplatz. Draußen auf der Siegesallee lag die Sommerfröhen in ihrer ganzen blendenden Grelle, die weißen Standbilder leuchteten wie Zucker unter ihrem grellen Schein, hinten auf dem Spielplatz herrschte die goldig-grüne Dämmerung tiefer Wald-einsamkeit. Die zu einer einzigen grünen Wölbung spannen die jahrhundertalten Baumriesen ihre weitschreitenden Äste zusammen. Es waren nur wenige Kinder hier in dieser frühen Nachmittagsstunde. Zwei kleine Mädchen in eleganten weißen Stidereißeibern knieten vor dem großen Holzstisch und badeten „Sandtorten“, ein paar Knaben waren daneben beschäftigt eine Burg mit Graben und Wällen aufzurichten. Drüben auf der Bank unter den Büschen saßen die „Fräulein“, ihrer zwei: die eine hatte eine Häfelci, die andre las in einem Zeitungsblatt den neuesten Romanabschnitt. Stille, blassc, verklärte Mädchen alle beide; in ihren ärmlichen Kleidern bildeten sie einen sonderbaren Kontrast zu den elegant gepuderten Kindern auf dem Sandhaufen.

Die Stimmen der Kinder klangen gedämpft, als schliefen sie ein in dieser mürben Nachmittagsstille. In den Büschen zwischerte ein Rotkehlchen, sonst nicht ein Laut.

Da auf einmal ein Aufschrei und gleich darauf ein regelrechtes Gebraüll. Es kam von dem Sandhaufen her. Die vier gepuderten „Engel“ hatten sich im Handumdrehen in ebensoviele wuschelnde Teufelchen verwandelt. Hier geballte Kinderhäufchen schlugen aufeinander los. Das kleinste Mädchen schrie am lautesten, sie war offenbar die Angegriffene und krallte die Händchen, als wollte sie kriegen. Der große Junge im Matrosenanzug hob die Holzschippe zum Schlag.

„Aber, Lilly.“
„Räthe! Erich! wollt Ihr wohl!“
Die Fräulein sprangen beinahe gleichzeitig auf. Die, welche gehäfelt hatte, riß dem Matrosenjungen die Schippe fort, die andre wandte sich zu den Mädchen und zog sie zurück.
„Lilly hat meinen Verg zertreten.“
„Aber Erich hat mir die Backform genommen.“
„Erich nergelt schon immerzu —“
„Kein Du —“
„Kein Du —“

Vier Kinderstimmen schrien durcheinander. Der Matrosenjunge machte Miene von neuem auf Lilly loszugehen. Sein Fräulein hielt ihn fest: „Schäm Dich Erich und halte Ruhe, man schlägt keine Mädchen nicht.“

„Sie haben mir gar nichts zu sagen!“
Der Born des Jungen lehrte sich jetzt gegen die Zieherin, seine Augen funkelten. „Geben Sie mir die Schippe —“
„Kein, die Schippe bekommst Du jetzt nicht, erst wirst Du artig sein und abbitten.“

„Brauch' ich ja nicht,“ er stampfte mit dem Fuß auf. „Mama sagt, Ihnen brauch' ich nichts abzubitten. Sie sind hüß'ne Bonne.“

„Schäm Dich, Du unartiger Junge.“ Das andre Fräulein kam ihrer Gefährtin zur Hilfe.

„Ich werde es herr' abend Papa sagen, Erich,“ sagte se Erzieherin bestimmt. „Jetzt geh spielen.“ sie gab es offenbar auf, mit dem Vuben zu unter' und lehrt' nach der Bank zurück; sie seufzte: „Ach ja, die Kinder.“

„Ja, die können einem was zu schaffen machen.“
Die andre setzte sich gleichfalls.
„Und wenn einem die Eltern noch peiständen!“ Das Fräulein

seufzte wieder. „Aber Sie hören ja, mir brauch' er nichts abzubitten, ich bin ja nur Bonne.“

„Ja wohl . . . nur Bonne.“
Sie schwiegen beide. Die Große nahm ihr Häfelzeug auf, ließ es aber schon nach wenigen Sekunden wieder fallen: „Und dann thun sie noch, als wäre es wunder was Feines, wenn sie einen als Kinderfräulein engagieren. Natürlich . . . unsre Kinder sollen nicht mit einem gewöhnlichen Mädchen gehen, unsre Kinder sollen 'n Fräulein haben, als ob sie das Fräulein für mehr halten wie für'n Dienstmädchen! Ich muß auch die Schüh pugen und die Kinderwäsche waschen.“

„Ja das verlangen sie alles.“ Die andre nickte. Und Fenster reinmachen und Klinken abreiben und bei der Näherei helfen. Nicht wahr? Und Strümpfe stopfen und flicken. Man ist ja kein Dienstmädchen, man ist ja 's Fräulein, da kann man all die Arbeit machen, bei der man noch mehr Arbeit hat wie's Dienstmädchen. Ihr Stimme zitterte vor Hohn. Die andre antwortete in demselben spöttischen Ton: „Aber dafür kann man auch im Biergarten sitzen und hat den ganzen Nachmittag nichts zu thun, als auf die Kinder aufzupassen.“

„Und sich hantieren zu lassen.“
„Ja wohl. Man ist ja nur Bonne.“

Eine neue Pause. Die Kleine strich ihr Zeitungsblatt glatt. Die Große häfelte wieder ein paar Waschen. Dann sagte sie: „Und der Junge, der Erich, solch' ein Unhand! Keulich ist er auf den Baum geklettert und hat sich alles Zeug zerrissen. Wer bekommt die Schuld? Ich! Ich soll aufpassen. Ja wohl, paß nur, wenn so ein Bengel nicht gehorcht — aber dann versteht man nichts von Kinderwartung, dann kann man gehen, und wenn ich es dem Vater sage und er kriegt Schläge, wird die Frau nachher so nichtswürdig! Ach ja!“ Sie sah ins Leere.

„Und Sie haben wenigstens nur den einen, aber ich gleich drei.“ Die Kleine nickte vor sich hin, unterbrach sich aber rasch: „Lilly, lue nicht im Sand mit dem Meid!“

Sie wandte sich wieder zu der Gefährtin: „Ach und die Lilly ist böß. Wenn man nicht will, wie sie will, gleich kriegen und beißen . . . Da sehen Sie die lange Schranne“ . . . sie wies auf ihren rechten Arm.

„Solch' Jöh'r hatte ich in der vorigen Stelle.“ Die Große zuckte die Achseln: „Aber sagen Si: es mal der Mutter, dann heißt es, das wäre Kinderart.“

„Ja wohl und 'n Zeichen von Charakter.“ das hat nämlich unsre Gnädige gesagt, halbtot gelacht hat sie sich über die Schranne und ich hatte Mühe mir das Weinen zu verbeihen.“ Sie konnte es auch jetzt kaum zurückhalten, ja, schüttelte: „Ja wohl, behandelt wird man schlechter noch, wie 'n Dienstmädchen und bezahlt bekommt man noch nicht wie sie; ich kriegen im Monat sechs Mark Taschengeld.“

„Und ich gar nichts,“ höh'nte die Große, „aber dafür hab' ich Familienanschluß.“

„So?“ fragte die Kleine. „Das muß besser sein, ich wollte auch schon mal so gehen . . . Familienanschluß! Ach ja, dann hätte man doch wieder so etwas wie ein Zuhause.“

„Meinen Sie?“ Die Große lachte. „Ja wohl, denn haben Sie nicht Ihre eigne Kammer, denn dürfen Sie im Wohnzimmer arbeiten und die Mäntel tragen, wenn man ausgeht, und Sonntags zu Hause bleiben und Thee einrichten wenn Gesellschaft ist, und von spazieren gehen für sich allein ist gar keine Rede. Wie ich antrat, hab ich mal gesagt, ich möchte Sonntags öfter ausgehen oder in der Woche wenigstens alle acht Tage mal, das ist doch nicht viel? . . . Wissen Sie was die Frau geantwortet hat? Aber Fräulein, Sie sind doch Kinderfräulein und machen Ansprüche gerade wie ein Dienstmädchen.“ —

Medizinisches.

— Die Entstehung der Glabe. In der eben erschienenen Nummer der „Wiener klinischen Wochenschrift“ veröffentlicht Dr. Schein aus Budapest einen interessanten Artikel über die Entstehung der Glabe, der eine völlig neue Theorie über die Ursache dieses weit verbreiteten Uebels vertritt. Bisher nahm man allgemein drei Hauptursachen der Glabe an: 1. die übermäßige Schuppenbildung, die durch Vernichtung der Haarwurzeln zum Ausfall der Haare führen soll; 2. das häufige Schneiden der Haare, welches das Mor' bloßlegt und so vielleicht schädlich wirkt; und 3. endlich gab man der Kopfbedeckung der Männer schuld an dem Kahlwerden. Alle drei Theorien sind mehr oder minder hinfällig. Denn erstens giebt es genug Leute, die sehr viel Schuppen haben und doch nicht kahl sind; das Schneiden der Haare wird von vielen sogar als ein Haarwuchs beförderndes Mittel angesehen, und die Kopfbedeckung ist sicher nicht schuld. Denn die Glücklichen ohne Glabe tragen ja auch Hüte. Doktor Schein spürte also einer andern Ursache nach und glaubt sie in der Verschiedenheit der Anspannung der Kopfhaut an die bindegewebige Unterlage gefunden zu haben. Nach genauem anatomischen Untersuchungen, die für den Fachmann hohes Interesse haben, kommt Doktor Schein zu dem Schlusse, daß es beim Manne an denjenigen Stellen zur Bildung einer Glabe kommt, wo die Haut an der Unterlage inniger anliegt, wo ferner der Muskelzug des Stirn- oder Hinterhauptmuskels zusammenstößt und wo endlich die Entwicklung und das Wachstum des Schädels rascher vor sich geht. Die vollentwickelte Glabe setzt daher dort scharf ab, wo die Haut loser mit der Unterlage zusammenhängt und die daselbst befindlichen größeren Muskeln mehr Spielraum haben. Der Ausfall der Haare wird an den ersteten

Stellen durch eine Unterernährung der Kopfhaut bedingt. Der geringere Haarwuchsfall beim Weibe erklärt sich in der Weise, daß bei demselben der starke Muskelzug entfällt und der Schädel sich langsamer entwickelt, so daß die Kopfhaut nicht so stark angespannt wird. —

Archäologisches.

k. Die Entdeckung einer altägyptischen Totenstadt. Sehr ergebnisreiche Ausgrabungen sind von englischen Archäologen während der vergangenen Saison auf der Südseite von Beni Hassan gemacht worden. Unter der Galerie, an der diese liegen, ist jetzt eine ausgedehnte Totenstadt entdeckt worden, die wegen der Erhaltung der Geräte in den Gräbern und wegen des reichen Materials zur Erläuterung der Bestattungsbräuche des Mittleren Reiches, als die reine ägyptische Kultur sich ihrem Höhepunkte näherte, bemerkenswert ist. Obgleich die in die Felsen gehauenen bekannten Gräber von der XI. und XII. Dynastie sind, hatte man aus der Zusammensetzung der Ortsnamen auf den Wänden und aus andern Gründen angenommen, daß die Gegend schon früher von Bedeutung war. Jetzt sieht man, daß eine Galerie kleinerer Felsengräber auf einem niedrigeren Niveau wahrscheinlich in der VI. Dynastie ausgehauen war. Es sind nach einem Bericht des Professors John Garstang vom Universtity College in Liverpool acht oder zehn Gräber, von denen zwei im Stil und mit den für den Zeitalterschnitt charakteristischen Namen beschrieben sind. Das Grab eines Höflings Namens Apa (Her-ab-a) ist auch mit Basreliefs und mit Bildern geschmückt, die ländliche und andre herkömmliche Szenen darstellen. Das Grab ist später im Mittleren Reich zur Bestattung anderer Personen gebraucht und dann erbrochen und geplündert worden. Aber die Diebe hatten in drei Fällen die ursprünglichen Gräber weiter unten nicht bemerkt, so daß die Marmorvasen und andre Grabgeräte unverfehrt blieben. Dieses Grab ist das früheste, das in der Gegend gefunden wurde; es wird den Besuchern zugänglich gemacht werden. Die andern Gräber waren alle aus dem frühen Mittleren Reich. 492 wurden geöffnet und geprüft. Sie waren auch in den Fels gehauen, aber in der bekannten Art der Schachtgräber, bei denen ein senkrechter Schacht Zutritt zu einer oder mehreren kleinen Grabkammern auf dem Grunde gewährt. Ueber 100 waren nie vorher betreten, und ihre Thüren wurden nun seit 4000 Jahren zum erstenmal geöffnet. In einigen Fällen ist der ganze Inhalt, der hauptsächlich aus Holz besteht, von Würmern zerstört, aber es ist genug geblieben, um einzigartige Beobachtungen zu ermöglichen.

In dem Grabe eines Oberarztes Reser-h sah man auf dem bemalten Sarge und daneben eine Anzahl hölzerner Modelle von Gegenständen und Szenen, die von den Wandmalereien der größeren Gräber bekannt sind. Nächst der Thüre auf dem Sarge war ein großes Ruderboot; die 20 Ruderer standen und schwingen die Ruder tastmässig nach dem Klatschen zweier Figuren, die auf einer erhöhten Plattform in der Mitte saßen. Jenseits davon stand das Modell eines Kornspeichers mit sechs Abteilungen. Die Männer standen knietief in wirklichem Korn und füllten die Körbe, während ein Schreiber auf dem Dach mit der Feder in der Hand Buch führt. Eine Treppe führt zu dem durchlöchernten Dach; denn die Thüren sind verschlossen und versiegelt, da das Korn durch die Löcher in die Kammern unten geschützt wird. Diese Methode wird noch von den reicheren Landwirten des Landes angewendet. Hinter dem Kornspeicher im Grabe waren Darstellungen verschiedener Beschäftigungen, auch in Holzmodellen. Ein Mann trägt einen großen Opferkrug; ein Mädchen stößt mit einer Hand den Korb, den sie auf dem Kopfe trägt, und hält mit der andern die Flügel zweier Gänse. Eine Gruppe Frauen bäckt Brot; eine mahlt, die zweite knetet, die dritte schürt das Feuer, in dem kleine Holzkohlen sind. Eine andre gut ausgeführte Gruppe zeigt die Bierbereitung aus Vergärung in einem ähnlichen Verfahren, wie es heute noch in einheimischen Industrie üblich ist. Ein Mann presst mit seinen Füßen in einem Kübel. Zwei andre tragen Wasser in Krügen, die von einem Tragebrett auf den Schultern herabhängen. Andre arbeiten an Seibern, die lose auf den Käffern liegen, und vorn liegt eine Anzahl Fässer in einer Reihe. Neben dem Grab war ein Segelboot; die zahlreichen Matrosen nahmen die Stellungen zum Hisen des großen vieredigen Segels ein, vor dem die Raaen und die Tafelung erhalten sind. Zwei Männer in charakteristischen Stellungen brauchen kräftig Stangen. Gesteuert wird in allen Fällen mit einem großen Ruder, das am Ende des Schastes an einem im Boot befestigten Pfahl befestigt ist. Ein kurzer, in dem Schast befestigter Stod diente dem Steuermann dann als Ruderpinne. Schließlich waren die Gräber auf der Innenseite mit neuen „Pyramidentexten“ aus der Zeit von Unas beschrieben. Das Gerät dieses Grabes ist charakteristisch und erklärt andre, die zerstört oder weniger gut erhalten sind.

In dem Grabe eines gewissen Nehtiem-hat waren eine Anzahl Kriegsschiffe. Im Bug des einen steht neben dem Ausguck ein Regerjoldat mit Bogen und Pfeilen in der Hand. Sechs Matrosen rudern, andre hissen das erhaltene Segel. Näher dem Heck und teils unter dem Schatten eines Baldachins, der anscheinend durch beschlagenes Leder und Schilde geschützt wird, sitzen zwei Männer, die Schach spielen und das Spiel auf einem Tisch zwischen sich zu stehen haben. Ein unter dem Baldachin herabhängendes Bündel Pfeile ist zur Hand. In dem Grab des Höflings Antef hatten die Boote doppelte Steuerruder. In den Gräbern fand man ferner Musikinstrumente, eine Leier, zwei Flöten und eine Trommel, viel Korb-

und Weidengeflecht, zum Teil gut erhalten, wovon manches ähnlich den Arbeiten ist, wie sie in den Oasen Oberägyptens noch heute gemacht werden. Architektonisch interessant ist ein lilienförmiges Holzkapital. Steinvasen in ornamentalen Formen, Perlen aus Amethyst, Karneol und andren Steinen, Scarabäen und Schmuckstücken wurden aufgefunden. Aus den Titeln in den Inschriften und dem Grabgerät scheint klar hervorzugehen, daß es eine Totenstadt der Mittelklassen war, der kleineren Beamten und vornehmen Frauen des Ortes während des frühen Mittleren Reiches. —

Geologisches.

— Unfre deutsche Ostseeküste ist in langsamem, aber ununterbrochenem Abbruch begriffen. Jahr für Jahr geht vom Steilrande, dem Kliff oder Kliff, etwas verloren, und schon im Verlaufe eines Menschenalters erreicht dieser Verlust an vielen Stellen einen sehr merkwürdigen Betrag. Es handelt sich hier um einen Vorgang, der bis in die vorhistorische Zeit zurückreicht, denn während der ganzen Dauer der geschichtlichen Ueberlieferung mußte dort der Mensch gegen die andringende See kämpfen. Professor E. Geinitz in Rostock hat die daselbst seit der quartären Abschmelzperiode stattgefundenen Veränderungen genauer untersucht. Er kommt, so schreibt die „Kölnische Zeitung“, zu dem Ergebnis, daß das südwestliche Ostseegebiet nach der allgemeinen Eisbedeckung der Quartärzeit ein Festland und mit Dänemark und Schweden verbunden war. Menschen der Steinzeit bewohnten daselbe. Dann tauchte es zum Teil unter den Seespiegel hinab, wodurch die Gewässer der Nordsee Zutritt erhielten, bis eine neue Hebung der nördlichen Gebiete das Baltikum auf die gegenwärtigen Umrisse beschränkte. Von dieser Zeit an setzten dann die Bogen des Meeres ihre zerstörende Tätigkeit bis in die Gegenwart fort und verkleinerten das Land mehr und mehr. Die von der sekundären Senkung verursachten Ereignisse hält Professor Geinitz für identisch mit der cimbrischen Flut, von der schon im 4. Jahrhundert v. Chr. sagenhafte Berichte bis nach Griechenland gelangt waren. Natürlich braucht jene Zeit nicht den Anfang der Katastrophe zu bezeichnen, sondern, wie Professor Geinitz betont, fällt in diese Epoche vielleicht ein besonderes gewaltiges Vordringen der See, das die Bevölkerung zur Auswanderung veranlaßte. Den Beginn der Senkung kann man nach Geinitz etwa auf die Zeit von 700 bis 600 v. Chr. verlegen, jedenfalls handelt es sich, nach diesem Forscher, nicht um eine Epoche, die um viele Jahrtausende hinter uns liegt. Wenn M. Hildebrandt die Dauer der vorgeschichtlichen Zeit Nordeuropas auf 8 bis 14 000 Jahre veranschlagt und die Dauer der gesamten Quartärzeit zu mehr als einer halben Million Jahre berechnet, so sind diese Zeittmaße nach Professor Geinitz entschieden viel zu hoch gegriffen. —

Humoristisches.

— Aus Gendarmarie-Anzeigen. „Die Eheleute König haben vier Kinder von 24 bis 2 Jahren; das älteste, ein Knabe, ist verheiratet.“

„Er hat eine nicht gut zu nennende Vorjugend hinter sich und wird vom Volksmund als leichtsinniger Wursche angesehen.“

„Nubrität dürfte hauptsächlich sein rechtes mit Blut unterlaufenes Auge dazu benutzen, um größere Geldgeschenke herauszuschlagen und bettelnd umherzuziehen.“ —

— Schlau. Die Kleine Anna: „Herr Softhead, meine Schwester May liebt Sie sehr.“

Mr. Softhead (entzückt): „Ach, ist es wahr? O Du süßes Kind! Da hast Du zwanzig Pfennig! Aber jetzt sag mir auch, wie kommst Du eigentlich dazu, mir zu verraten, daß mich Deine Schwester liebt?“

Die Kleine Anna: „Weil mir Herr Blinder und Herr Dinker auch dafür zwanzig Pfennig gegeben haben.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Professor A. Strigl (Wien) ist vom Wiener Stadtrat mit der Herstellung einer Auslese aus Abraham a Santa Claras Werken beauftragt. Das Werk, das bei H. Kirsch in Wien erscheint, soll bis April 1905 abgeschlossen sein. Der broschirierte Band wird 2,50 M., der gebundene 3,50 M. kosten. —

— Die Aufführung der Operette „Das gewisse Etwas“, von Victor Caplan und Leo Stein im Central-Theater ist aus sittenpolizeilichen Gründen verboten worden. —

— Der ungarische Maler Ferencz Eisenhut ist, 46 Jahre alt, in München gestorben. —

— Interessante Ballonfahrtversuche hat nach dem „V. T.“ der englische Aeronaut Dr. Knott aus Lee in einer Höhe von 11 700 Fuß angestellt. Er kam dabei zu der Ueberzeugung, daß die in dieser Höhe vorkommenden Todesfälle und Ohnmachten viel weniger durch die stark verdünnte Luft als durch Ausströmen giftigen Gases aus dem Ballon verursacht werden. Das gewöhnliche Pulsverhältnis von vier Schlägen zu einer Atmung veränderte sich bei 11 000 Fuß von fünf zu eins und Herzträgheit trat ein. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, del.-1. Juni.